

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 12 (1971)
Heft: 13

Artikel: Narben von Gestapo und NKWD : wie Stalin die alten Revolutionäre liquidierte
Autor: Tarsis, Valerij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095435>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie Stalin die alten Revolutionäre liquidierte

Narben von Gestapo und NKWD

Valerij Tarsis zu einem Buch von Jewgenija Ginsburg*

Russisch geschriebene Manuskripte haben schon schlimmere Schicksale erlebt, aber immerhin: «Marschroute eines Lebens» von Jewgenija Ginsburg liegt schon seit vier Jahren als Buchausgabe in deutscher Sprache vor, und nunmehr konnte es auch in seiner ursprünglichen Sprache verlegt werden, in der Bundesrepublik. Allerdings hatten grosse Teile des Textes seinerzeit schon in der Sowjetunion durch inoffizielle Verbreitung ihre Leser gefunden. Das Werk bildete einen Hauptinhalt der Samisdat-Zeitschrift «Phönix 1967». Die Autorin, die in Moskau lebt, nennt es selber eine «Chronik aus der Zeit des Personenkultes» oder «Aufzeichnungen einer gewöhnlichen Kommunistin». Jewgenija Ginsburg hat übrigens zu dem oppositionellen Schriftsteller Alexander Ginsburg keine Verwandtschaft, wohl aber dafür zum erheblich komformer als früher gewordenen Schriftsteller Wassilij Axionow, dessen Mutter sie ist.

In den Nachkriegsjahren stellte die Sowjetregierung einen bedeutenden Teil des Territoriums von Vsechswjatskoje («Allerheiligen»), einem Dorf beim ehemaligen Flugplatz, das damals noch am Moskauer Stadtrand lag und inzwischen eingemeindet wurde, der schöpferischen Intelligenz zur Verfügung — Schriftstellern, Wissenschaftlern, Artisten, Film- und Theaterleuten, die auf eigene Kosten zahlreiche Genossenschaftshäuser bauten; ganze neue Strassen entstanden.

Hier konnte man vom Angang der sechziger Jahre an häufig einer hochgewachsenen alten Frau begegnen, die spazierte, ohne jemanden anzusehen. Ihr Gesicht trug immer einen finsternen Ausdruck. Das war Jewgenija Ginsburg (oder — nach ihrem Mann — Frau Axionowa). Sie wohnte mit ihrem Sohn, dem Schriftsteller Wassilij Axionow, in einem der Schriftstellerhäuser.

«Aufzeichnungen einer gewöhnlichen Kommunistin»

Sie kam 1903 zur Welt und wurde ein angesehenes Mitglied der KP. Ihr Mann, Pavel Wassiljewitsch Axionow, war Büromitglied des Tatarischen Gebietskomitees der KPdSU (in Kasan). Sie war eine überzeugte Kommunistin, war Stalin ergeben, und es wäre ihr natürlich nie auch nur im Traum eingefallen, dass Stalin, der keine Konkurrenz duldet, schon anfangs der dreissiger Jahre im Sinn hatte, alle alten Revolutionäre verschwinden zu lassen, die es auf den Posten des Diktators abgesehen haben konnten.

Unbeeindruckt liessen sie Tatsachen wie die Liquidierung des «Verbandes alter Bolschewiken» oder des «Vereins ehemaliger Verbannter und Zwangsarbeiter», deren Mitglieder alle treue alte bolschewistische Genossen waren; jedenfalls erwähnt sie in ihren Aufzeichnungen nichts davon.

Man bringt Kommunisten um — wenn das nur unser Stalin wüsste!

Um ihr Gleichgewicht brachte sie erst die Ermordung Kirows im Dezember 1934. Aber es konnte natürlich niemand darauf kommen, dass diesen Mord am sehr beliebten Kirow der «Führer des Weltproletariats» persönlich in die Wege geleitet hatte.

* Jewgenija Ginsburg: «Krutoj marschrut», Possev-Verlag Frankfurt/M. 1971, 436 Seiten, Fr. 22.60. Deutsche Ausgabe: «Marschroute eines Lebens», Rowohlt-Verlag Hamburg 1967, 380 Seiten, Franken 24.60.

Ein Historiker, Professor Elwow, bemühte sich, der jungen Kommunistin die Augen zu öffnen, aber vergeblich. Die Autorin bekennt: «Ich war Parteimitglied, befasste mich mit Geschichte und Literatur, war aber dabei ein politischer Säugling.»

Leider beherrschte eine solche «unerschütterliche politische Naivität» alle echten Revolutionäre, und Jewgenija Ginsburgs Biografie ist typisch für alle ihre Genossen.

Nach Elwows Verhaftung wurde sie, die Gattin des Kasaner Büromitglieds der Partei, vor eine Parteiversammlung zitiert unter der Anklage, Elwow nicht rechtzeitig entlarvt zu haben. Entlarvt als was? Er war ja völlig unschuldig. Und er war ja noch nicht verurteilt worden, versuchte sie zu erwidern. Dies diente dann als zusätzliche Anschuldigung gegen sie: Sie dachte also, man verhafte Unschuldige?! «Bei dieser Versammlung stiess ich zum ersten Male auf jene Verletzung der Logik und des gesunden Menschenverstandes, über die mich zu wundern ich im Laufe der folgenden über zwanzig Jahre bis zum 20. Parteikongress (1956) nicht müde wurde.»

Damals begann nach 1934 die Orgie der «Reue» über nicht begangene Verbrechen; man bereute, dass man «politische Kurzsichtigkeit an den Tag gelegt, sich dubiosen Personen gegenüber versöhnlicherisch verhalten, dekadenten Liberalismus gezeigt hatte; dass unverhohlene Hasenangst die Feder zahlreicher „Theoretiker“ geführt hatte». Jewgenija Ginsburg kriegte vorerst vom Kasaner Parteikomitee einen Verweis «für die Abstumpfung der politischen Wachsamkeit». Aber damit war die Sache noch nicht abgetan. Es erschienen zwei Vertreter der Parteikontrollkommission aus Moskau bei ihr, die sie zwei Monate lang mit Verhören quälten und aus ihr ein «Geständnis» herauszuholen versuchten, dass sie gegen die Partei ein Verbrechen begangen habe. Sie brachten die Unglückliche an den Rand eines Nervenzusammenbruchs. «Es verfolgte mich hartnäckig der Gedanke an Selbstmord.»

Weiter sagt die Autorin, dass diese Zeit entsetzlicher war als die nachfolgenden Jahre in Gefängnissen und Konzentrationslagern, als sie in der sibirischen Taiga Holz sägte. «Offenbar», denkt sie, «kann sich der Mensch sogar an das allerschlimmste Verbrechen gewöhnen, und deshalb taten die weiteren Hiebe, die einer vom schrecklichen System der Verfolgung, der Inquisition und des Henkertums bekam, schon nicht mehr so weh wie bei der ersten Begegnung mit diesem System.»

Damals beging die von den Stalinisten verfolgte

«gläubige» Kommunistin Pitkowskaja Selbstmord, und da fasste Jewgenija Ginsburg den Entschluss, mit allen Kräften zu kämpfen und «sich den Mördern nicht zu ergeben».

Die Moskauer Parteikontrollkommission erteilte ihr einen neuen, diesmal «strengen» Verweis, und sie wurde von der Arbeit entlassen.

Was sollte sie nun tun?

Um den Repressionen zu entgehen, machten sich viele aus dem Staube — in (wie es im 18. Jahrhundert für die Verbannten ironisch hiess) «nicht allzu weit entfernte» Regionen: nach Kasachstan, Sibirien, in den Fernen Osten; dort verfolgte man sie nicht. So rettete sich ein Freund der Ginsburg, der Dichter Pavel Kusnezow. Er lebte lange Jahre in Kasachstan und kehrte erst nach Stalins Tod nach Moskau zurück.

Jewgenija Ginsburg ihrerseits verbrachte fast ein Jahr damit, bei der Parteikontrollkommission in Moskau vorstellig zu werden, was jedoch zu nichts führte. Natürlich. In den Schlangen, die zu dieser Instanz der Partei-Gerechtigkeit anstanden, begegnete sie Leuten aus ganz Russland, die ebenfalls Opfer der Repression geworden waren — «unschuldig Schuldige».

Auch das gab es: 1937 verhaftet und nichts gestanden

Danach entwickelte sich die Sache schon nach dem von Stalin festgelegten Schema: Man schloss Jewgenija Ginsburg aus der Partei aus, und acht Tage später, im Februar 1937, wurde sie verhaftet.

Es verhörte sie ein Funktionär vom Kasaner GPU (Sicherheitsdienst, später NKWD), ein gewisser Wewers. Er brachte die stereotype Anklage gegen sie vor: «Den Untersuchungsbehörden ist bekannt, dass Sie Mitglied einer terroristischen Untergrundorganisation waren... Geben Sie das zu?»

«Das ist ein Hirngespinnst», entgegnete die Ginsburg. Alle ihre Rechtfertigungen waren in den Wind gesprochen.

Man wies sie ins Kasaner Gefängnis ein.

«Hier werden Sie sitzen, bis Sie alles bekennen und unterschreiben!» schrie ihr Wewers nach.

In der Zelle schloss sie Bekanntschaft mit einer Leidensgenossin — Lydia Schepel, die mit ihrem Vater und Bruder zusammen als Angestellte der Ostchinesischen Eisenbahn verhaftet worden war. 1937 warf man fast den gesamten Mitarbeiterstab der Eisenbahn als chinesische Spione ins Gefängnis, obschon sie allesamt unschuldig waren.

Das angestrebte Geständnis wurde mittels Verhören «gefördert». So schreibt die Verfasserin dazu:

«Oft dachte ich an die Tragödie der Menschen, mit deren Händen diese schreckliche Aktion durchgeführt wurde. Sie waren doch nicht alle Sadisten. Und nur wenige hatten den Mut, Selbstmord zu begehen. Schritt für Schritt führten sie die jeweiligen Direktiven aus, stiegen sie die Stufen vom Menschen zur Bestie hinunter.» Der Untersuchungsbeamte Liwanow war schon ganz vertiert. Er konnte ohne Hemmungen erklären: «Die Volksfeinde sind für mich keine Menschen... Ihr werdet hier sitzen, bis ihr das Geständnis unterschreibt.»

(Fortsetzung auf Seite 6)

Zusammenhänge

Die Bücherzeitschrift «ex libris» hat ein gutgeführtes Interview mit dem Schriftsteller und Literaturprofessor Adolf Muschg gebracht. Seine Äusserungen scheinen mir repräsentativ zu sein für den massgeblichen Sektor unserer westlichen Literatur.

Um Muschg irgendwie zu situieren, kann ich nicht umhin zu sagen, dass er unsere Gesellschaftsordnung durch eine sozialistische Gesellschaftsordnung ersetzt haben will, im marxistischen Sinne des Wortes und unter Anerkennung der gegenwärtig kommunistisch regierten Staaten als sozialistisch (was keine Gutheissung der Details ihrer Machtausübung impliziert).

Eingangs betont Muschg die Pflicht auch des Staatsbeamten, dem Staat gegenüber kritisch zu sein. Zu diesem Punkte ist grundsätzlich

nichts hinzuzufügen. Ich will hier nur an einigen Beispielen seiner Kritik meinerseits ein bisschen Kritik üben.

«Wir sind... ein Staat ohne moralische Sichtbarkeit, ohne äussere Reflexe geworden... Ich denke an den Fall Brasilien, an die Entführung Botschafter Buchers, wo sich der Bundesrat aus (wie immer) begrifflichen Opportunitätsgründen nicht dazu aufraffen konnte, die Regierung, die — von ihren eigenen Bürgern zu schweigen — einen Landsmann gefoltert hatte, zu verurteilen.»

Mir ist der Zeitpunkt der gewünschten Verurteilung nicht ganz klar. Natürlich hätte der Bundesrat nach der Botschafter-Entführung durch Gegner besagter Regierung intervenieren, vielleicht die Beziehungen abbrechen können. Aber das hätte dann zunächst bedeutet: Bietet gefälligst etwas mehr Polizei zum Schutze unserer Vertreter auf! Die Reaktion auf die Folterung eines Landsmannes (von den Brasi-

lianern zu schweigen) hätte doch wohl zu jenem Zeitpunkt erfolgen müssen. Nur hätte sich, wenn man diese Forderung aufstellen wollte, eine Erinnerung aufgedrängt: Die Schweiz hatte zuvor schon bei der Folterung eines Schweizer in Algerien (von den gefolterten Algeriern zu schweigen) nicht reagiert; und unsere Behörden hatten den Mann, als er nach seiner Rückkehr auspacken wollte, am Reden zu hindern gesucht, aus (wie immer) begrifflichen Opportunitätsgründen.

Muschg attestiert der Schweiz einen Mangel an weltbürgerlicher Zivilcourage, im Unterschied zu Schweden, das seiner Neutralität eine andere Substanz zu geben gewusst habe. Nun, ich könnte mit der Diagnose einverstanden sein. Aber das schwedische Vorbild? Schweden verurteilt beispielsweise den amerikanischen Krieg in Vietnam. Das tut es im Einklang mit vielen Regierungen, mit der massgebenden Grossmacht unseres Kontinents und dem ton-

Narben von Gestapo und NKWD

(Fortsetzung von Seite 5)

Ein erfahrener Sadist war auch der neue Untersuchungsbeamte Major Jelschin. Aber Jewgenija Ginsburg konnte, anders als viele Genossen, die ein «Geständnis» ablegten, durchhalten und beharrte standhaft auf ihrer Unschuld.

Da brach man die Verhöre ab, man «vergass» sie, wie das im Jargon der Tschekisten hiess. Viele wurden der monatelangen Gefängnishaft müde und «gestanden» schliesslich doch.

In der Nachbarzelle sass der namhafte tatarische Kommunist Tarei Sagiddulin. Jewgenija Ginsburg hatte schon das Klopfalphabet gelernt; eines Tages meldete ihr Sagiddulin: «Stalin — 18. Brumaire — Physische Vernichtung bester Parteileute, die Hindernis zu seiner endgültigen Tyrannei waren oder sein konnten.» (Am 18. November 1799 liess sich Napoleon zum «Ersten Konsul» ernennen.)

Sie verstand schon einiges einzuordnen. Aber «obschon ich dumpf empfand, dass der Inspirator des ganzen Alptraus, der über unsere Partei hereinbrach, Stalin war, hätte ich nicht meine Missbilligung der Parteilinie erklären können», gesteht sie.

Neue Tatsachen zwangen sie, ihre Einstellung weiter zu revidieren. Zu ihrem Nachbarn Sagiddulin gesellte sich eines Tages der Gebietskomitee-Sekretär Abdullin. Man folterte ihn, man schloss ihn im Steh-Karzer ein, in dem ein Mensch wie in einem Käfig eingemauert ist und weder sitzen noch kauern kann; aber er «gestand» nicht. Danach erschoss man sowohl ihn als auch Sagiddulin.

Die Ginsburg wurde erneut verhört. Man stellte sie «aufs Fliessband», d. h. verhörte sie ununterbrochen drei Tage und Nächte lang, um sie von Kräften kommen zu lassen, ihren Widerstand zu brechen, sie zu zwingen, das Papier, das man brauchte, zu unterschreiben. Sechs Tschekisten lösten einander beim Verhören ab, vermochten aber ihre Standhaftigkeit nicht zu brechen.

Schliesslich stellten die Liquidierer das Verfahren ein. Das GPU-Kollegium fällte das Urteil: zehn Jahre Freiheitsentzug. Bemerkenswert ist, dass jene, die ein «Geständnis» unterschrieben,

die gleichen zehn Jahre erhielten oder erschossen wurden.

Man überführte sie ins berüchtigte Butyrki-Gefängnis in Moskau, wo in 10-Mann-Zellen bis zu siebzig Häftlinge sassen. Neue Bekanntschaften, darunter nicht nur politische: Da war eine 57jährige, die man als Mitglied der Adventisten-Sekte schon zum dritten Male eingesteckt hatte. Bald brachte man zu ihnen auch die Frau des Vorsitzenden des Volkskommissarenrats (d. h. des Ministerrats) der Tatarischen ASSR, Sina Abramowa, die berichtete, dass die ganze Kommandospitze der Roten Armee mit Tuchatschewskij verhaftet worden war. Tausende von Kommandeuren, fast alle Divisions- und Regimentskommandanten, sassen in Gefängnissen.

Internationalismus in der Gefängniszelle: So hat mich schon die Gestapo behandelt

Es sassen mit der Ginsburg die Frau des Vorsitzenden des Sowjetischen Volkskommissariats Rykow; die Altbolschewikin Surina (74jährig); die 16jährige Nina Lutschowskaja, Tochter eines Sozialrevolutionärs, dessen ganze Familie in Haft genommen wurde. Sie waren 39 Frauen in der Zelle. Unerträgliche Luft. Eine Hölle.

Nach einiger Zeit kam sie zu 35 Ausländerinnen aus der ganzen Welt. Wie sich herausstellte: lauter Kommunistinnen, ehemalige Mitarbeiterinnen der Komintern und Studentinnen: lauter «Spione». So auch die deutsche Filmschauspielerin Carola Heintschke, die mit ihrem Mann in die UdSSR gefahren war, da man ihn als Ingenieur zur Arbeit eingeladen hatte, worauf man sie beide bald als Spione verhaftete. Die deutsche Kommunistin Klara zeigte schreckliche Narben an ihrem Körper — als ob wilde Tiere sie in die Fänge bekommen hätten — und sagte: «Das hier ist von der Gestapo. Und das hier vom NKWD.»

Wenn alle den einen verraten, verrät nicht dieser eine sie alle?

Jewgenija Ginsburg erlebte auch die Alpträumenacht im Butyrki-Gefängnis im Juli 1937 mit: «Grosses Geschrei und Gestöhn brach zum offenen Zellenfenster ein. Für die Nachtverhöre stand ein ganzes Stockwerk zur Verfügung, das wahr-

scheinlich mit den letzten Neuheiten der Henkerstechnik ausgestattet war.»

Es wird in der Zelle bekannt, dass nun die meisten Gebietskomitee-Sekretäre und ZK-Mitglieder verhaftet sind. Unvorsichtigerweise bemerkt die Ginsburg darauf zu einer verdächtigen Zellen-genossin, die sie daraufhin wahrscheinlich denunzierte: «Wenn aber alle an einem Verrat geübt haben, ist es da nicht einfacher anzunehmen, dass dieser eine an allen Verrat übte?»

Zur weiteren Verbüssung ihrer Frist kommt sie darauf in das Jaroslawer Gefängnis für politische Verbrecher. In Einzelhaft. Fünf Schritte längs, drei Schritte in der Breite. Und die endlosen marternden Gedanken: «Meinst du nicht, dass Stalin wahnsinnig ist? Grössenwahn ist ja oft vom Verfolgungswahn begleitet...»

Dem Schreckensjahr 1937 folgte ein nicht weniger schreckliches Jahr. «Es erwies sich als Zwillings seines blutrünstigen Bruders und übertraf diesen sogar noch in manchem», schreibt die Autorin. Entsetzen als Alltag.

Um sich zu beschäftigen, schrieb Häftling Ginsburg Gedichte, eine ganze Sammlung. Alles wurde selbstredend beschlagnahmt und vernichtet.

Noch eine Beschäftigung: das Essen. Die übelriechende Fischsuppe kann sie nicht essen und hält sich allein mit Brot, Heisswasser und Maisbrei am Leben. Und dann wird sie herzkrank.

«Die Uhr unseres Lebens stand still», schreibt Jewgenija Ginsburg; die Ereignisse in der Welt — die Kämpfe in Spanien, in China, das Münchener Abkommen, die Okkupation der Tschechoslowakei durch Hitler — kamen ihr nachgerade legendär vor.

Der Henker Jeschow ist gestürzt und man darf hoffen: Der neue Mann heisst Berija!

Auf Jeschows Sturz folgte «eine Zeit grosser Hoffnungen». Vielleicht gibt es doch eine Wende zum Besseren? Und auf wen setzten sie diese Hoffnung? Auf den Oberhenker Berija!

*

In der nächsten Nummer bringen wir den abschliessenden Teil dieser Besprechung von Valerij Tarsis.